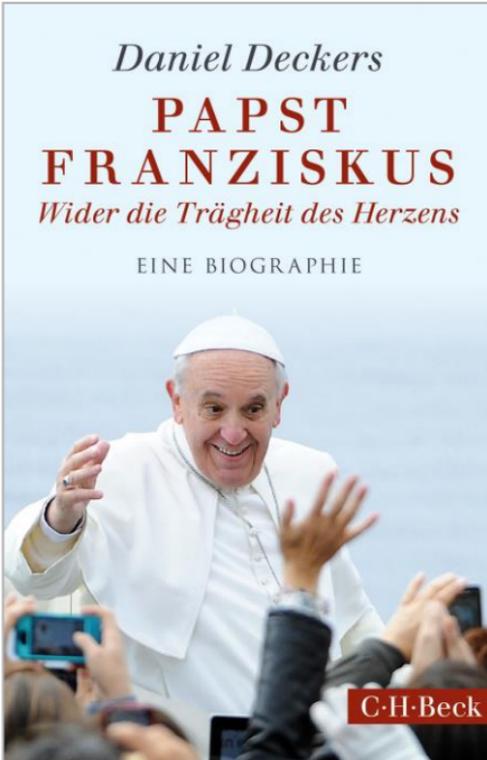


Unverkäufliche Leseprobe



Daniel Deckers
Papst Franziskus
Wider die Trägheit des Herzens
Eine Biographie

366 Seiten mit 15 Abbildungen. Broschiert
ISBN: 978-3-406-68866-9

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/15999337>

OUVERTÜRE

Baue meine Kirche wieder auf

Noch müht sich die Sonne mit dem Dunst des Morgens, doch das bunte Volk stört das nicht. Im Gegenteil. Der Himmel meint es wieder einmal gnädig mit den zehntausenden Pilgern, die von allen Seiten auf den Platz vor der Basilika Sankt Peter strömen. Keine sengende Hitze wie im Sommer, erst recht kein Regen, wie er im Herbst den Petersplatz in ein unansehnliches Meer aus Schirmen und Plastikponchos verwandelt, auch keine kalten Böen, die im Winter durch die Kolonnaden fegen. Überhaupt: der Winter. Wie fast überall in Europa hat er im ersten Jahr des Pontifikates von Papst Franziskus auch in Rom nicht stattgefunden.

Doch an den Launen der Witterung liegt es nicht, dass die Generalaudienz auch an diesem 26. Februar unter freiem Himmel stattfindet. Fast ein Jahr nach seiner Wahl zum Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche zieht der Mann vom Ende der Welt noch immer die Menschen an wie ein Magnet. Ob Sommer, Herbst oder Winter, die Aula Paolo VI hätte die Pilger nicht fassen können, die Woche für Woche Papst Franziskus sehen und hören wollen.

50 000 sind es heute, vielleicht 60 000, vielleicht doch etwas weniger – wer will sie zählen? Und wer will die Namen der Städte und Bistümer, der Pfarreien oder der Schulen, der Orden oder der Einrichtungen behalten, die zur Begrüßung auf Italienisch, Polnisch, Deutsch oder Spanisch über den Platz hallen? Beifall und Fahnen geben die Richtung zu erkennen, in der die gerade Angesprochenen in der Masse vermutet werden müssen. Aber mal hier, mal da brandet nicht allein Beifall auf, sondern Jubel. Von Ferne folgt die akustische Spur einem weißen Punkt, der sich wie von Geisterhand geführt knapp über den Köpfen der Menge hin und her bewegt. Papst Franziskus, der als «Persönlichkeit des Jahres» vor kurzem auf dem Titel-

blatt der amerikanischen Zeitschrift «Time» zu sehen war, nimmt sich wieder einmal alle Zeit der Welt für seinen *giro*, die Fahrt kreuz und quer durch die Reihen der Pilger. Und was für eines Jahres.

Der Zusammenbruch

Gut ein Jahr ist vergangen, seit Papst Benedikt XVI. zum letzten Mal bei einer Generalaudienz zu sehen war. Am 6. Februar 2013 betritt er in weißer Soutane, mit roten Schuhen und mit goldenem Brustkreuz die überdachte Audienzhalle. Wie viele Menschen den Mann mit den tiefliegenden, schwarz umrandeten Augen noch sehen und hören wollten, ist nicht überliefert. Vielen Katholiken gleich welcher Herkunft und welchen Ranges ist ob des Skandals namens «Vatileaks» längst Hören und Sehen vergangen. Ein Papst, der vor «Raben» nicht sicher ist, die über Jahre Dokumente von seinem Schreibtisch entwenden und in Zeitungen und Büchern verbreiteten,¹ – das setzt nicht nur den Treuesten der Treuen zu. Niemand vermag mehr zu sagen, wem in der Umgebung des Papstes noch zu trauen ist. Die Kommunikation in der Kirche bricht zusammen. Bald ist das Pontifikat Benedikts XVI. auch formell Geschichte.

Am Montag, dem 11. Februar, erklärt der deutsche Papst seinen Verzicht auf das Amt des Bischofs von Rom. Mit purpurfarbener Mozetta und einer breiten Stola bekleidet, denselben Insignien, mit denen Joseph Kardinal Ratzinger am Abend des 19. April 2005 als Papst unter die Augen der Öffentlichkeit getreten war, bricht er mit dem ungeschriebenen Gesetz, dass ein Papst nicht zurücktritt.

«Nachdem ich wiederholt mein Gewissen vor Gott geprüft habe, bin ich zur Gewissheit gelangt, dass meine Kräfte infolge des vorge-rückten Alters nicht mehr geeignet sind, um in angemessener Weise den Petrusdienst auszuüben»,² lässt Papst Benedikt das wegen dreier Heiligsprechungen zusammengekommene Kardinalskollegium am Rosenmontag 2013 wissen. Kardinaldekan Angelo Sodano verliert eine vorbereitete Erklärung, nahezu allen steht der Schock ins Gesicht geschrieben. Niemand hatte etwas geahnt. Auch außerhalb der Mauern des Vatikans will kaum jemand auf Anhieb die Nachricht

vom Rücktritt des Papstes glauben. Aber für einen Aprilscherz ist es zu früh.

Es gibt kein Zurück. Mag der Krakauer Kardinal Stanislaw Dziwisz mehr oder weniger unverhohlen darauf hinweisen, dass Christus oder Papst Johannes Paul II. auch nicht vom Kreuz herabgestiegen seien, der Entschluss ist unumstößlich: «Mit voller Freiheit», so hat es Benedikt am Rosenmontag 2013 gesagt, verzichte er auf das Amt des Bischofs von Rom. Am Montag der letzten Februarwoche nimmt Papst Benedikt aus den Händen dreier Kardinäle seines Vertrauens einen Bericht über «Vatileaks» entgegen. Drei Tage später steigt ein weißer Hubschrauber über dem Petersdom auf und nimmt Kurs auf Castel Gandolfo, die unweit Roms gelegene Sommerresidenz der Päpste. Am 28. Februar 2013 um 20.00 Uhr ist der Stuhl des Heiligen Petrus vakant.

Wie wird es weitergehen? Welchen Namen wird der alte Papst wohl tragen? Welche Titel führen? Wo seinen Wohnsitz nehmen? In welcher Kleidung und mit welchen Insignien sich der Öffentlichkeit zeigen? Die symbolische Ordnung der Kirche wird besichtigt und auf Schäden untersucht. Hat Ratzinger das Papstamt entmystifiziert, wenn nicht gar profaniert? Und mit seinem Schritt einen langen Schatten auf das öffentliche Sterben seines Vorgängers Johannes Paul II. geworfen? Wer aber, so wird eingewandt, hätte mit lauterem Sinn von der Möglichkeit Gebrauch machen können, dass auch ein Papst auf sein Amt verzichten kann? Und dass es dazu nicht mehr bedarf, als dass «der Verzicht frei geschieht und hinreichend kundgemacht, nicht jedoch, dass er von irgendwem angenommen wird»? So ist es Recht in der Kirche.³

Eigentlich nicht

Diese Möglichkeit wiederum stellt Berufstheologen und Kirchenrechtler vor Fragen, die sich seit Jahrhunderten nicht mehr gestellt hatten: Ist das eine Papstamt nicht so untrennbar mit einer Person verbunden, dass sich schon die Vorstellung verbietet, dass es zwei Päpste geben könnte? Kardinal Gerhard Ludwig Müller, der Präfekt

der vatikanischen Kongregation für die Glaubenslehre, wird noch mehr als ein Jahr nach dem Amtsverzicht Benedikts sagen, diese Konstellation könne theologisch «eigentlich nicht» eintreten. Da ist die Geschichte längst über die Theologie hinweggegangen.

Was aber geht in Jorge Mario Kardinal Bergoglio vor? Anders als etwa die Mehrzahl der deutschen Kardinäle hat der Mann vom Ende der Welt es sich nicht nehmen lassen, am Vormittag des 28. Februar 2013 im Vatikan zu sein. Er möchte der eigens anberaumten letzten Begegnung von Papst Benedikt mit dem Kardinalskollegium nicht fernbleiben. Obwohl er äußerst ungern reist, hat Bergoglio die argentinische Hauptstadt am Dienstag, dem 26. Februar, verlassen.

Wie immer hat er den Flug gebucht, der Buenos Aires um die Mittagszeit verlässt und am kommenden Morgen in Rom eintrifft, wie immer reist er in schlichtem Schwarz, wie immer mit wenig Gepäck, wie immer lässt er seine schwarze Aktentasche mit Brevier, Kalender und Rasierapparat nicht aus den Augen. Ebenfalls wie immer sitzt er in Reihe 25 der Economy-Klasse, wie immer vor einem der Notausgänge, wie immer am Gang. Ein Platz, wie er unter Vielfliegern beliebt ist, weil er mehr Beinfreiheit gewährt – bei einem Transatlantikflug von etwa 14 Stunden Dauer keine geringe Erleichterung für einen 76 Jahre alten Mann, der mit Rückenbeschwerden zu kämpfen hat und orthopädische Schuhe tragen muss.

Und wie immer wird er bald wieder nach Buenos Aires zurückkehren, in jene Stadt, in der er groß geworden war und außerhalb derer er nichts bewirken könne, wie er vor Jahren seinem Förderer Kardinal Antonio Quarracino anvertraut hatte. Kardinal Bergoglio lässt es jeden wissen, der ihn in den Tagen vor der Abreise nach Rom auf die Möglichkeit anspricht, dass die Wahl des Kardinalskollegiums diesmal auf ihn fallen könne. Wenige sind es nicht, die diese Möglichkeit erwägen. Evangelina Himitian⁴, Paul Vallely⁵ und Elisabetta Piqué⁶, die im Jahr 2013 detailreiche Lebensbilder von Papst Franziskus vorgelegt haben, wissen von vielen Augen- und Ohrenzeugen jener Tage zu berichten. Ihnen allen sagt Bergoglio, dass er spätestens zu Beginn der Karwoche zurück sein wolle. Die Predigt für die Chrisam-Messe ist schon geschrieben und soll umgehend in Druck gehen.⁷

Warum sollte er nicht zurückkehren? Auch nach dem letzten Konklave in jenen denkwürdigen Apriltagen des Jahres 2005 ist er schließlich nicht als Papst in Rom geblieben. Damals war er acht Jahre jünger gewesen als jetzt und dennoch nicht gewählt worden.

Damals war der Name Bergoglio kurz aufgeblitzt. Er soll der «Gegenkandidat» von Joseph Kardinal Ratzinger gewesen sein. Wer? Warum? Der Jesuit aus Argentinien verschwindet aus dem Fokus der internationalen Öffentlichkeit so schnell, wie er aufgetaucht ist. Der Kelch des Papstamtes ist an ihm vorübergegangen und sollte wohl nie wieder zum Greifen nahe sein. Oder sollte es doch zutreffen, was manch ein Jesuit für gut verbürgt hält: Dass Bergoglio nicht lange nach dem Konklave des Jahres 2005 beginnt, mit Hilfe einer Lehrerin seine Italienischkenntnisse zu verbessern?

Haut ab, alle

Wenn es wirklich so gewesen sein sollte, dann lässt Bergoglio es sich nicht anmerken, dass er sich für einen Papst in Reserve hält. Ende April 2005 nimmt er den zur Routine gewordenen Lebens- und Arbeitsrhythmus wieder auf, als wäre nichts gewesen: Nach einer Nacht mit wenig Schlaf das Gebet in der Frühe, die Telefongespräche mit seinen Priestern am Morgen, die Besprechungen mit Mitarbeitern, die direkten Begegnungen mit Menschen jeder Herkunft, die Fahrten mit dem Bus in die Elendsviertel der Millionenmetropole, die Besuche bei Priestern, die Segnung von Häusern und Kirchen, Gottesdienste, Wallfahrten, Vorträge. Rom ist weit, und in Argentinien nichts gut.

Im April 2003 hatte der peronistische Kandidat Néstor Kirchner in der Präsidentenwahl über den gleichfalls im Peronismus beheimateten vormaligen Präsidenten Carlos Menem obsiegt und bald nach seiner Vereidigung am 25. Mai, dem Nationalfeiertag, einen aus der Geschichte sattem bekannten Grundton angeschlagen.⁸ Als der argentinische Fußball zu Beginn des 20. Jahrhunderts aus dem Schatten der vielbewunderten Fußballnation England trat, war Beobachtern auf beiden Seiten des Atlantiks die andere, kreativ-individualistisch-im-

provisierende Spielweise der Argentinier aufgefallen.⁹ Das stolze «la nuestra» («unsere Art») war damals das Schlüsselwort. Jetzt soll ein kreativ-eigensinniges «la nuestra» wieder zum identitätsbildenden Faktor werden.

Die Zeitläufte hat Kirchner auf seiner Seite. Im Dezember 2001 war eine seit Jahren schwelende Wirtschaftskrise eskaliert, das Land erklärt gegenüber den internationalen Gläubigern die Zahlungsunfähigkeit, innerhalb weniger Tage wechseln sich fünf Präsidenten an der Macht ab. «Que se vayan todos» – «Haut ab, alle»: Die Verzweiflung der Bürger, deren private Bankguthaben eingefroren worden waren, macht sich in gewaltsamen Protesten und Straßenblockaden Luft. 28 Personen sterben. Eineinhalb Jahre später übernimmt Kirchner ein Land, dem es dank einiger Wirtschaftsreformen seines Vorgängers Eduardo Duhalde und der stetig steigenden Nachfrage nach Rohstoffen wie Soja und Getreide wieder besser geht. Die Wirtschaft wächst so schnell wie nirgendwo auf dem Subkontinent, die Arbeitslosenquote von offiziell zwanzig Prozent geht zurück.

Dennoch können die meisten Bischöfe mit der aggressiv-nationalistischen Pose Néstor Kirchners nicht viel anfangen – und Kirchner nichts mit der in seinen Augen tief in die ewigen Machenschaften der «Rechten» und der in die Menschenrechtsverletzungen während der Militärdiktatur verstrickten Kirche. Auch nicht mit dem Primas von Argentinien, Jorge Mario Kardinal Bergoglio, obwohl dessen Unterstützung für die Slumpriester (*curas villeros*) ganz nach seinem Geschmack hätte sein müssen.

Doch anstatt die Regierung für ihre Sozialprogramme zu loben, macht Bergoglio aus seiner Abneigung gegenüber dem auf Polarisierung und Konfrontation angelegten «Kirchnerismo» kein Hehl.¹⁰ Der Präsident und seine Gattin Cristina hören sich die Vorhaltungen des Jesuiten einmal an und nie wieder: Am 25. Mai 2004 sitzen sie wie versteinert in der Kathedrale von Buenos Aires, als Bergoglio aus Anlass des Te Deum am Nationalfeiertag die Predigt hält. Im Jahr darauf, nach der Rückkehr Bergoglios vom Konklave in Rom, lässt der Präsident sich zum ersten Mal entschuldigen. Er wird die Kathedrale niemals wieder betreten.

«Uns fehlt sehr die Begegnung; wir neigen viel mehr dazu, das zu betonen, was uns trennt, statt das, was uns verbindet; wir neigen dazu, den Konflikt zu verschärfen, anstatt zu verständigen. Man könnte sogar sagen, dass wir Freude daran haben, untereinander Krieg zu führen», wird Bergoglio Jahre später im Gespräch mit den beiden Journalisten Sergio Rubin und Francesca Ambrogetti formulieren.¹¹

Er selbst überlässt es nicht den *curas vileros* zu zeigen, was es in einem von tiefen politischen und sozialen Verwerfungen gezeichneten Land heißt, gemeinsam und solidarisch zu handeln. Er selbst leiht seine Stimme denen, die keine Stimme haben. Bergoglio wird zur Ikone der Papiersammler, zum Anwalt der ungeborenen Kinder, zum Advokaten rauschgiftabhängiger Jugendlicher, zur Stimme der zur Prostitution gezwungenen Frauen aus der Dominikanischen Republik oder der Bolivianer ohne Papiere, die in Argentinien die Drecksarbeit machen dürfen. «Moderne Sklaverei», sagt der Kardinal.¹²

Das gläubige Volk

Im Mai 2007 versammeln sich Repräsentanten aller Bischofskonferenzen Lateinamerikas und der Karibik zu ihrer V. Generalversammlung im brasilianischen Marienwallfahrtsort Aparecida. Papst Benedikt findet empathische Worte über die «reiche und tiefe Volksfrömmigkeit» in Lateinamerika, sieht die «vorrangige Option für die Armen» verwurzelt in dem «Glauben an jenen Gott ..., der für uns arm geworden ist, um uns durch seine Armut reich zu machen».¹³ Benedikt spricht Bergoglio aus dem Herzen – die Bischöfe und Kardinäle betrauen den argentinischen Kardinal Jorge Mario Bergoglio mit dem Vorsitz des Redaktionskomitees, das das Abschlussdokument ausarbeiten soll. Es wird zur Magna Charta der Kirche Lateinamerikas im 21. Jahrhundert.

Indes geht es auch in Aparecida nicht ganz konfliktfrei zu. Denn Bergoglio ist nicht nur von manchen Politikern nicht gut gelitten. Auch kirchlichen Gruppen, die dem konservativ-traditionalistischen Spektrum zuzuordnen sind, ist der Kardinal von Buenos Aires suspekt. Zwar ist an Bergoglios Treue zum kirchlichen Lehramt nicht

zu zweifeln. Doch gerade deswegen sind ihm jene einflussreichen Kräfte in der Kirche zuwider, die sich in einer sterilen Orthodoxie gefallen und darüber die Augen vor den Sorgen und Nöten der Menschen verschließen.

«Es gibt innerhalb der Religionen Gruppierungen, die, um das Präskriptive zu betonen, das Menschliche beiseitelassen, sie reduzieren die Religion darauf, was man morgens, nachmittags und abends beten soll und was passiert, wenn man das nicht tut. Es gibt eine spirituelle Nötigung der Anhänger und vieler Menschen mit schwachem Geist, das kann zu einem Mangel an Freiheit führen. Eine andere Eigenart dieser Gruppierungen besteht darin, dass sie sich immer auf der Machtsuche befinden», (BS 239) äußert Bergoglio drei Jahre vor seiner Wahl zum Papst.

Schon immer hatte er den Vertretern des *tradicionalismo* eine «Vogel-Strauß-Mentalität» vorgehalten – aber auch die nicht geschont, die sich in Utopien verlören und geradezu zwanghaft bemüht seien, auf der jeweils neuesten Welle zu reiten.¹⁴ Seinen Weg hat er schon als junger Provinzial der argentinischen Jesuitenprovinz gefunden: «Wenn du wissen willst, *was* die Mutter Kirche glaubt, wende dich an das Lehramt – es ist dazu da, die Lehre der Kirche auf unfehlbare Weise zu verkünden. Wenn du aber wissen willst, *wie* die Kirche glaubt, halte dich an das gläubige Volk.»¹⁵ Das war im Jahr 1974.

Römische Übungen

Das Wohlwollen von Papst Benedikt und der Rückhalt in den Bischofskonferenzen Lateinamerikas sind nicht dazu angetan, Bergoglios Gegner in Argentinien und in Rom milde zu stimmen.¹⁶ Doch wer oder was hat man gegen ihn? Immerhin hatte Papst Johannes Paul II. ihn im Jahr 2001 in das Kardinalskollegium aufgenommen. Eine persönliche Auszeichnung ist die Aufnahme des Mainzer Kardinals Lehmann in den «Senat» der Kirche,¹⁷ eine Anerkennung der Kardinalspurpur für den vatikanischen «Ökumene»-Minister Walter Kasper.¹⁸ Bei Bergoglio ist es eine Pflichtübung, wie bei vielen anderen Erzbischöfen von Hauptstadtdiözesen auch.

Pflichtübungen sind es auch, den Argentinier in die eine oder andere Kongregation oder den ein oder anderen Rat zu berufen. Die Türen der wichtigen Bischofskongregationen bleiben verschlossen. Hat er vielleicht nicht nur Gegner im Vatikan wie den Kardinalsstaatssekretär Angelo Sodano und auch Konkurrenten wie den Argentinier Leonardo Sandri? Sondern auch durch ostentative Distanz zu dem Gehabe an der Kurie manches Wohlwollen verspielt? Hier das höfische Gehabe und der kuriale Stil – dort ein Erzbischof, der sich anlässlich der Aufnahme in das Kardinalskollegium die Soutane seines drei Jahre zuvor verstorbenen Vorgängers anpassen lässt? Die Taten sagen mehr als alle Worte. Und sagen muss Bergoglio nicht viel – er sieht genug.

Bergoglio, der Neocon

Als Kind italienischer Einwanderer ist er auch ohne Worte mit der «romanità» vertraut, jenem System von Geben und Nehmen, das im Vatikan unter Papst Johannes Paul II. von italienischen Kardinälen, römischen Familien, über die Welt verstreuten Gönnern und einem weltumspannenden Netz so genannter neuer geistlicher Gemeinschaften perfektioniert worden ist.

Bergoglio hält sich bewusst von der Kurie fern. Wenn er wirklich nach Rom reisen muss und keinen wichtigen Grund für seine Abwesenheit bei endlosen Sitzungen vorschützen kann, nimmt er nicht im Vatikan oder in mondänen Hotels Quartier. Man trifft ihn in einem vatikanischen Gästehaus unweit der Piazza Navona, dem «Domus Internationalis Paulus VI». Von dort aus geht er zu Fuß zu Sitzungen und Verabredungen über den Tiber, wie immer im schwarzen Mantel, wie immer unerkant in einer kleinen Kirche in der Nähe des Vatikans ein kurzes Gebet sprechend.

Dabei wäre es für den Jesuitenkardinal ein Leichtes gewesen, in einem der zahlreichen Häuser unterzukommen, die seine Ordensgemeinschaft in Rom unterhält. Doch Bergoglio macht auch um die Kommunitäten der Jesuiten in Rom einen großen Bogen. Obwohl einer der wenigen Jesuitenkardinäle weltweit, ist er im Orden nicht

gut gelitten. Verkörpert Bergoglio etwa nicht genau jenen unbedingten Gehorsam gegenüber dem Lehramt der Kirche, der sich in den Jahren des Pontifikates von Johannes Paul II. wie Mehltau über die katholische Kirche gelegt hat? Hat er jemals etwas mit der doch so wegweisenden lateinamerikanischen Theologie der Befreiung anfangen können?

Als der Ordenshistoriker Jeffrey Klaiber SJ im Jahr 2007 «die» Geschichte der Jesuiten in Lateinamerika veröffentlicht, bekommen es alle schriftlich, die es schon immer wissen wollten oder schon immer gewusst hatten: Als Novizenmeister, Provinzial und Rektor des Colegio Máximo von San Miguel habe Bergoglio die Provinz im Stil und im Geist der Zeit vor dem II. Vatikanischen Konzil geprägt.¹⁹

Keinen Gebrauch macht Klaiber von einer anderen Deutung des offenbar zerrütteten Verhältnisses zwischen Bergoglio und seinem Orden. Vor dem Konklave 2005 hatte unter den Kardinälen ein Dossier die Runde gemacht, in dem Bergoglio vorgeworfen wurde, die beiden Jesuiten Orlando Yorio und Francisco (Franz) Jalics den Schergen der Militärdiktatur ausgeliefert zu haben.²⁰ Jalics und Yorio hatten diesen Verdacht immer wieder selbst gestreut. Er passt zu dem Bild Bergoglios, das sich festgesetzt hat: In der Tiefe seines Herzens sei er ein «Neokonservativer», hieß es am 4. Juni 1997 sogar in der durchaus konservativen argentinischen Zeitung «La Nación». Tags zuvor war er von Papst Johannes Paul II. zum Nachfolger des Erzbischofs von Buenos Aires, Kardinal Antonio Quarracino, ernannt worden.

Zu alt

Nun, am 28. Februar 2013, dem letzten Tag des Pontifikates von Benedikt XVI., ist dieser Mann wieder in Rom. Für die einen ist er der Reaktionär, andere erinnern sich an ihn als an den Gegenkandidaten Ratzingers, wiederum andere haben ihn in Aparecida erlebt, andere halten ihn für undurchschaubar, noch andere sind geneigt, ihn für einen verkappten Komplizen der argentinischen Militärs zu halten.

Den künftigen Papst sieht in Jorge Mario Bergoglio so gut wie niemand. Und das nicht nur im Kardinalskollegium. Erst recht nicht in den italienischen Medien, die sich wie immer mit Spekulationen überbieten.

Hat Papst Benedikt nicht Kardinal Angelo Scola von Venedig nach Mailand versetzt, um ihn in die beste Ausgangsposition für seine Nachfolge zu bringen? Ist es nicht Zeit für einen Lateinamerikaner, aber einen wie den 1949 geborenen Odilo Pedro Scherer, den brasilianischen Kardinal mit deutschen Wurzeln und Erfahrungen in der vatikanischen Kurie? Wäre nicht die Wahl eines Afrikaners das Zeichen schlechthin? Der Ghanaer Peter Turkson, der Mann Benedikts für Gerechtigkeit und Frieden, darf in keiner Aufzählung der «papabili» fehlen. Vielleicht ist es aber nach dem Pontifikat des deutschen «Professors Papst» höchste Zeit für einen zupackenden Amerikaner, etwa den Kapuziner Sean O'Malley, der die nach dem Missbrauchsskandal der Jahre 2001–2003 am Boden liegende Diözese Boston wiederaufgerichtet hat? Wenn nicht für einen US-Amerikaner, so doch für Kardinal Marc Ouellet? Der Kanadier hat als Präfekt der Bischofskongregation nicht nur das Vertrauen Benedikts genossen. Ouellet hat auch mehrere Jahre in Lateinamerika verbracht und wäre womöglich für die Kardinäle aus dieser Region wählbar.

Von Jorge Mario Bergoglio ist so gut wie nie die Rede, was manch einem Kardinal im Nachhinein Anlass zu abfälligen Bemerkungen über «die Medien» bieten wird. Dabei gibt es für das «Fehlen» Bergoglios einen einfachen und zudem überzeugenden Grund: Der Argentinier ist alt, zu alt.

Im Dezember 2012 hatte der Erzbischof von Buenos Aires seinen 76. Geburtstag gefeiert. Im Jahr zuvor hatte er Benedikt, wie es sich gehört, aus Anlass der Vollendung des 75. Lebensjahres den Amtsverzicht angeboten. Dieser hatte ihn nicht angenommen, wie es bei Kardinälen üblich ist, die noch im Konklave wahlberechtigt sind. Doch scheint Bergoglio es nicht darauf angelegt zu haben, bis zum Jahr 2016 im Amt zu bleiben. Längst hat er das Zimmer in jenem Altenheim für Priester ausgeguckt, das in dem Stadtviertel von Buenos Aires liegt, in dem er groß geworden ist.

Hören, Sehen, Spüren

Jetzt, am 26. Februar 2014, wenige Wochen vor dem ersten Jahrestag seiner Wahl, präsentiert er sich der jubelnden Menge, als sei er niemals jemand anderes gewesen als Papst Franziskus. In einem weißen Mantel dreht er auf dem offenen Wagen Runde um Runde, nicht in einer Kabine aus Panzerglas sitzend wie sein Vorgänger, sondern stehend, grüßend, Kinder herzend, Gesichter streichelnd. Sicher, auch im Jahr 2005 kamen Mittwoch für Mittwoch Zehntausende auf den Petersplatz, um den deutschen Gelehrten-Papst mit der hohen, melodischen Stimme zu hören. Bergoglio aber will man nicht nur hören, sondern spüren. So erinnern die Bilder am ehesten an die ersten Monate des Pontifikates von Johannes Paul II. Der brachte aus einem Land hinter dem Eisernen Vorhang die Botschaft mit: «Habt keine Angst», sein erstes Lehrschreiben hieß «Erlöser des Menschen». Franziskus bittet um das Gebet des Volkes und schreibt «Die Freude des Evangeliums».

Doch so vielfältig die Parallelen zwischen dem am 13. März 2013 gewählten Franziskus und dem am 27. April 2014 heiliggesprochenen Johannes Paul II. sind, die Kirche und die Welt sind längst nicht mehr die des Jahres 1978. Auch das Jahr 2005, in dem Joseph Kardinal Ratzinger Papst wurde, mutet im Abstand von fast zehn Jahren fremd an. Auf den Polen, der zum «Gewissen der Welt» geworden war, folgt ein Deutscher. Mal mehr, mal weniger beabsichtigt bricht er dabei mit vielem, was in der Kirche mehr oder weniger gute Übung war.

Auf den politischsten aller Päpste der Neuzeit folgt einer der unpolitischsten: Benedikt XVI. ersetzt den mit allen Wassern gewaschenen Staatssekretär Kardinal Angelo Sodano durch einen nicht minder machtbewussten, aber in diplomatischen Dingen ahnungslosen Getreuen namens Tarcisio Bertone. Bald steht das Kürzel SDB, das die Zugehörigkeit Bertones zur Kongregation der Salesianer Don Boscos signalisiert, für eine von Jahr zu Jahr mächtiger werdende Seilschaft: «Sono di Bertone.»

Auch das unter Johannes Paul II. eingespielte Verhältnis von Dogma (Glaubenskongregation) und Diplomatie (Staatssekretariat) gerät durch die Ernennung eines Mannes aus der Abteilung Dogma zum Chef der Abteilung Diplomatie aus den Fugen. Das Staatssekretariat wird von einander bekriegenden Seilschaften paralytisiert. Als Macht- und Steuerungszentrum fällt es für Jahre aus. Doch entgegen allen guten Ratschlägen wohlmeinender Kardinäle wie dem Kölner Erzbischof Joachim Meisner hält Ratzinger bis zu seinem Amtsverzicht im Februar 2013 an Bertone fest. So legt er selbst die Grundlage für ein Pontifikat, das allen guten Worten und allem guten Willen zum Trotz unter einer Kaskade weitgehend selbstverschuldeter Fehlleistungen begraben wird.

Die «Regensburger Rede» des Papstes während seines Heimatbesuches im September 2006 stößt vor allem die muslimische Welt vor den Kopf, Gesprächsbrücken werden für unpassierbar erklärt, in Somalia wird eine Nonne ermordet. Auch die Kirchen der Reformation können nach «Regensburg» alle Hoffnungen begraben, während des Pontifikats von Benedikt XVI. auf Augenhöhe mit dem Vatikan zu sprechen. Die unbeschränkte Wiederzulassung des vorkonziliaren Ritus mit einer Karfreitagsfürbitte, die noch den Geist des katholischen Antijudaismus atmet, versetzt die jüdischen Gemeinschaften rund um den Globus in Aufregung. Dass einer der vier Bischöfe der Piusbruderschaft, deren Exkommunikation Papst Benedikt im Sommer 2009 aufhebt, öffentlich den Holocaust leugnet, macht das Maß voll.

Gewiss sind die Ursachen für ein Chaos dieses Ausmaßes nicht alleine in Rom zu suchen. In der muslimischen Welt ist das Klima gegenüber dem Westen schon nach der Machtübernahme Ajatollah Chomeinis im Jahr 1979 merklich abgekühlt, der Angriff der Amerikaner auf den Irak im Jahr 2003 bringt das Fass zum Überlaufen. Von der Euphorie des ausgehenden 20. Jahrhunderts weit entfernt ist auch das Klima in der Ökumene. Mit den Kirchen der Reformation wird selbst eine «Ökumene des Lebens» in bioethischen Fragen von Jahr zu Jahr schwieriger, in der Orthodoxie will die zu alter Staatsnähe zurückgekehrte russisch-orthodoxe Kirche nichts von einer Verständigung mit dem Vatikan wissen.

Doch je länger Papst Benedikt im Amt ist, desto weniger Zeit und Energie bringt er für die Pflege der Beziehungen mit anderen Kirchen und Religionsgemeinschaften auf. Aus dem apolitischen wird ein adialogisches Pontifikat. Spötter meinten, dass Benedikt nur morgens Papst sei, nachmittags wieder Professor und abends Privatmann, von allen unliebsamen Besuchern und Begebenheiten sorgsam abgeschottet durch seinen Privatsekretär Georg Gänswein. Als Benedikt im Februar 2013 eingesteht, seinem Amt physisch wie psychisch nicht mehr gewachsen zu sein, ist nicht nur er dem Zusammenbruch nahe. Die Kurie ist es auch.

Vom Ende der Welt

Nur so ist es zu erklären, dass sich schon während der Versammlungen der Kardinäle vor dem eigentlichen Konklave, den so genannten Generalkongregationen, einige verstohlene Blicke auf einen Kardinal vom Ende der Welt richten. Wenn einer mit der Kurie nichts zu schaffen hat, dann Bergoglio. Und wenn einer unbeirrt einen eigenen Weg gegangen ist, dann der Argentinier, der überdies in einer kurzen, aber prägnanten Rede den Mut aufbringt, die Selbstbezüglichkeit der Kirche als ihre größte Sünde zu bezeichnen. «So jemanden brauchen wir», geht es mehr als einem Kardinal durch den Kopf. Doch alle hüten sich, den Namen Bergoglio vorzeitig ins Gespräch zu bringen.

Am dritten Tag des Konklaves kann der französische Kardinal Jean-Louis Tauran von der Benediktionsloggia des Petersdoms aus der Welt verkünden, dass ein gewisser Jorge Mario Bergoglio zum Papst gewählt worden ist. Das Glückwunschtelegramm der italienischen Bischofskonferenz an den Mailänder Kardinal Angelo Scola, das nach dem Läuten der Glocken des Petersdomes an die Öffentlichkeit gelangt, sagt alles über den Zustand der Kirche in der Alten Welt.

Doch warum nennt sich der neue Papst nicht Benedikt oder Johannes, wie der «Papa buono», der mit der Ankündigung des II. Vatikanischen Konzils das «aggiornamento» der Kirche im 20. Jahrhun-

dert ermöglicht hatte, oder vielleicht Paul, nach jenem Papst, der 1975 das Apostolische Schreiben «Evangelii nuntiandi» verfasst hatte, den Text, den Bergoglio mehr schätzte als alle anderen der Konzils- und Nachkonzilszeit? Nein, Franziskus möchte er genannt werden, wie Kardinal Tauran es einer atemlos lauschenden Masse mit den Worten mitteilt, «... sibi imposuit nomen Franciscus». Warum?

Der Heilige aus Assisi, der den Vögeln predigte, der sein gutes Leben als Kaufmannssohn gegen das bessere eines Armen eingetauscht hatte,²¹ der hatte – so sprach der Papst einige Monate später vor hunderttausenden Jugendlichen während des Weltjugendtages in Brasilien – von Gott den Auftrag erhalten: «Baue meine Kirche wieder auf.»

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de